

Spencer Quinn  
Ein Elefant macht die Mücke

### *Buch*

Chet hat in seinen langen Jahren als Begleiter und Ermittlungspartner von Privatdetektiv Bernie Little ja schon so manches erschnüffelt. Doch auf die exotischen Gerüche, die mit dem altmodischen Wanderzirkus in die Stadt kommen, war er nicht vorbereitet. Bernie kauft Eintrittskarten, da sein Sohn Charlie verrückt nach Elefanten ist. Allerdings wird die Elefantendame Peanut vermisst – ebenso wie ihr Dompteur Uri DeLeath. Merkwürdigerweise hat niemand ihr Verschwinden beobachtet. Bernie und Chet werden von Popo dem Clown engagiert, der jedoch seine ganz eigenen Gründe hat, warum er diesen Fall geklärt haben will. Nachdem Chet in Peanuts Käfigwagen ihre ganz eigene Witterung aufgenommen hat, verfolgen sie ihre Spur in die dunkle Wüstennacht. Derweil heften sich ein paar sehr gefährliche Leute an die Hacken des Detektivduos, die kein Mittel scheuen, um Bernie und Chet loszuwerden. Jenseits der mexikanischen Grenze und getrennt von Bernie muss Chet all seine Kraft und hündische Intelligenz einsetzen, um sich zu retten – und natürlich auch Bernie sowie die entschieden unkooperative Peanut ...

Nicht nur Krimifans aus aller Welt lieben die charmanten und spannenden Fälle von Bernie & Chet, auch Spencer Quinns Autorenkollegen zeigen sich einhellig begeistert: »Sehen Sie zu, dass Sie diesen einmaligen Krimi in die Pfoten bekommen!« *Stephen King*

### *Autor*

Spencer Quinn ist bereits mit seinem hinreißenden Hundekrimidebüt *Ein echt harter Knochen* der Sprung in die vordersten Ränge der *New-York-Times*-Bestsellerliste gelungen. Und auch seine weiteren spannenden Fälle für Chet, den charmanten Detektiv auf vier Pfoten, und sein treues Herrchen Bernie Little fanden sich dort wieder. Spencer Quinn lebt mit seinem Hund Audrey in Cape Cod.

Mehr Informationen über Spencer Quinn und die *Chet*-Krimis: <http://www.chetthedog.com/>

*Außerdem lieferbar:*

Ein echt harter Knochen (37476), Auf sie mit Gebell (37094)

SPENCER QUINN

*Ein*  
**Elefant**  
*macht die*  
**Mücke**

Bernie und Chet ermitteln

Aus dem Englischen übersetzt  
von Andrea Stumpf  
und Gabriele Werbeck

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»To Fetch a Thief« bei Atria Books,  
a division of Simon & Schuster, Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage  
Deutsche Erstausgabe Mai 2014  
bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
© 2010 by Spencer Quinn  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlagmotiv: Corbis/Michael Kloth  
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de  
UH · Herstellung: sam  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-37892-0

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Dieses Buch ist Diana gewidmet*



# Kapitel 1

»Ich wittere Unheil«, sagte Bernie.

Dazu sollte ich besser nichts sagen. Nicht dass ich an Bernie zweifeln würde, nein, ich glaube alles, was er sagt. Und für einen Menschen hat er auch eine hübsche große Nase. Aber was heißt das schon? – Nicht viel.

Fest steht, dass Unheil einen Geruch hat, insbesondere das Unheil der Menschen. Es riecht durchdringend und säuerlich. Aber Bernie hatte noch nie Unheil gewittert, und wenn doch, dann hatte er mir nichts davon gesagt. Dabei redete Bernie doch über alles Mögliche mit mir. Wir sind Partner, Bernie und ich, und betreiben die Little Detective Agency. Little ist Bernies Nachname. Ich bin Chet, schlicht und einfach Chet.

Ich schnupperte und witterte nicht das geringste Unheil, wie ich es mir schon gedacht hatte, aber dafür eine Menge anderer Sachen, unter anderem Hamburger, die auf einem Grill brutzelten. Ich sah mich um: weit und breit kein Grill. Jetzt war auch nicht die Zeit, um danach zu suchen, obwohl ich auf einmal ein bisschen Hunger hatte, vielleicht sogar mehr als ein bisschen. Wir waren bei der Arbeit, beschatteten eine Frau, deren Namen ich vergessen hatte. Sie hatte uns aus dem Valley raus zu einem Motel in einem verlausten Wüstenkaff geführt. So nannte es Bernie – verlaust –, aber ich spürte keine einzige Laus. Überhaupt war ich schon lange nicht mehr

von Läusen geplagt worden, nicht, seit ich mit den Tropfen angefangen hatte. Aber das Komische war, dass es mich allein bei dem Gedanken plötzlich zu jucken begann, obwohl ich doch gar keine Läuse hatte. Ich fing an, mich zu kratzen, erst hinter dem Ohr, dann an der Seite, dann gleichzeitig auf beiden Seiten, wobei ich meine Krallen richtig tief in mein Fell grub, immer schneller und ...

»Chet, um Himmels willen.«

Ich hörte auf zu kratzen, eine meiner Hinterpfoten blieb mitten in der Luft stehen. Bernie guckte mich an.

»Sag bloß, wir brauchen wieder die Tropfen?«

Ich guckte zurück. Bernie hat diese feinen Falten auf der Stirn. Wenn er sich Sorgen macht, werden sie tiefer, so wie jetzt. Ich mag es nicht, wenn Bernie sich Sorgen macht. Ich verscheuchte jeden Gedanken ans Kratzen und richtete mich kerzengerade auf dem Kopilotensitz – meinem absoluten Lieblingsplatz – auf, wachsam und lauslos.

Wir saßen im Porsche. Da draußen fahren schicke Porsches herum – die sieht man auf den Freeways; im Valley gibt es Freeways in rauen Mengen –, aber unserer gehört nicht dazu. Der ist ziemlich alt, braun mit gelben Türen, und das hintere Nummernschild hat ein Einschussloch. Vielleicht erzähle ich ein andermal, wie es dazu kam.

Auf der Straße vor dem Motel stand eine einzelne Palme, klein und mit staubigen Blättern, und wir standen dahinter. Das war eine unserer Beschattungsmethoden: hinter Bäumen verstecken. Womöglich war es auch unsere einzige; zumindest fielen mir im Moment keine anderen ein. Hinter der Palme befand sich das Motel,



hufeisenförmig – das war eins von den vielen merkwürdigen Dingen bei Pferden, dass sie Eisen an den Füßen trugen – mit einem Parkplatz in der Mitte. Dort waren weit voneinander entfernt zwei Autos geparkt. Das eine, ein rotes Cabrio, gehörte der Frau, die wir beschatteten. Das andere, eine dunkle Limousine, war schon da gewesen, als wir ankamen.

Wir beobachteten die Moteltür, die dem roten Cabrio am nächsten lag. Die Frau – klein, blond, kurvenreich – war aus ihrem Auto gesprungen und schnurstracks reingegangen. Seither – nichts. Das war eins der Probleme bei Scheidungssachen: keine Action. Wir hassten Scheidungssachen, Bernie und ich – unsere Spezialität waren Vermisstenfälle –, aber in unserer finanziellen Situation konnten wir es uns nicht leisten, einen Auftrag abzulehnen. Wie es zu dieser finanziellen Situation kam, ist eine lange Geschichte, die ich nur schwer zusammenkriege. Angefangen hatte es mit den Hawaiihsosen. Bernie hat eine Schwäche für Hawaiihemden – jetzt trug er gerade das mit dem Trompetenmuster –, und er hatte gedacht, dass die Hawaiihsosen bei den Leuten gut ankommen würden. Am Ende waren sie bei uns angekommen. Jetzt hatten wir einen ganzen Schrank voll davon und noch jede Menge in unserem Lager in Pedroia. Später kamen dann die Zinn-Futures. Nach irgendeinem Fund in Bolivien sah es gut mit den Zinn-Futures aus, aber dann hatte ein Erdbeben alles unter sich begraben, und wir landeten wieder bei den Scheidungssachen.

Unser Klient war ein kleiner Mann mit traurigen Augen, der Marvin Winkleman hieß und in der Stadt eine Vorverkaufsstelle besaß. Fragen Sie mich nicht, was eine Vorverkaufsstelle ist. Der springende Punkt war,

dass er glaubte, seine Frau würde ihn betrügen, und fünfhundert Dollar Vorschuss hingeblättert hatte. Was es mit diesem Betrügen auf sich hat, weiß ich auch nicht. Das ist eine von diesen Menschensachen, bei meinem Völkchen funktioniert das alles anders.

»Finden Sie es heraus«, sagte Winkleman. »Ich muss es wissen, so oder so.«

Später, als wir wegfuhrten, fragte Bernie: »Warum wollen sie es unbedingt immer wissen? Sagt man nicht: Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß?« – Ich hatte keine Ahnung.

Wir saßen da. Nichts passierte. Die Blätter der verstaubten Palme hingen reglos herunter. Bernie wurde kribbelig. Er machte das Handschuhfach auf, schaute hinter der Sonnenblende nach, klopfte seine Taschen ab. Armer Bernie. Er kaufte keine Zigaretten mehr, versuchte aufzuhören. Nach einer Weile gab er auf, lehnte sich zurück, verschränkte die Arme. Bernie hat schöne starke Arme. Ich behielt sie im Blick. Zeit verging. Dann hörte ich ein leises metallisches Geräusch und sah aus dem Porsche. Die Moteltür öffnete sich, und die blonde Frau kam heraus und strich sich die Haare glatt. Ich sah zu Bernie. Hey! Er hatte die Augen geschlossen. Ich bellte, kein lautes Bellen, sondern eins von den leisen, halb verschluckten. Bernies Augenlider klappten hoch. Er strich mir übers Fell, richtete sich auf, griff nach der Kamera und fotografierte die Frau.

Sie stieg in das Cabrio und betrachtete sich im Spiegel. Bernie machte noch ein Foto. Sie legte Lippenstift auf, dehnte ihre Lippen. Ich dehnte auch mein Maul, ohne besonderen Grund.

»Sieht ziemlich glücklich aus, was?«, sagte Bernie.

Sie stieß rückwärts aus der Parklücke, verließ den Parkplatz und fuhr die Straße hinunter, weg von uns. Bernie machte Fotos von dem Motel, dem blinkenden Schild davor, der Palme und mir. Danach beobachteten wir wieder die Moteltür.

»Vielleicht ist da ja gar keiner drin«, meinte Bernie. »Vielleicht fährt sie nur von Zeit zu Zeit raus in die Wüste, um ungestört ein Nickerchen zu halten, und das Ganze war wieder mal ein Schlag ins Wasser.«

Ein Schlag ins Wasser? Das hatte ich schon öfter gehört, aber es blieb mir ein Rätsel, warum Wasser geschlagen wurde. Abgesehen davon war weit und breit keins zu sehen. Einmal – war das damals, als die Hawaiihsen zurückkamen? – hatte ich Bernie sagen hören: »Jetzt steht uns das Wasser wirklich bis zum Hals.« Da war auch nirgends Wasser zu sehen gewesen. Bei dem Gedanken an Wasser bekam ich Durst. Und dazu ein bisschen Hunger. Der Geruch der Hamburger auf dem Grill, er war zwar nicht so stark wie ...

Die Moteltür öffnete sich. Ein Mann kam heraus – ein großer Mann in einem weißen Hemd und einer dunklen Hose – und knotete seine Krawatte.

»Bingo«, sagte Bernie. Ich weiß nicht genau, warum. Ich kannte Bingo – ein Spiel, das immer beim Wohltätigkeitsfest der Police Athletic League gespielt wurde. Ich war nur einmal dabei gewesen und würde wahrscheinlich nicht noch einmal dabei sein, weil alles so aufregend gewesen war und es diesen unglücklichen Zwischenfall mit meinem Schwanz und den vielen kleinen Plastikchips auf der Karte des Polizeichefs gegeben hatte, aber war jetzt die Zeit zum Spielen? Bernie richtete die Kamera auf den Mann, guckte durch und stöhnte auf: »Mein Gott.«

Langsam ließ er die Kamera sinken.

Der Mann sah sich rasch nach allen Seiten um – das erinnerte mich an die vielen Bösewichte, die wir schon zur Strecke gebracht hatten – und ging zu der dunklen Limousine auf der anderen Seite des Motelparkplatzes.

»Erkennst du ihn, Chet?«, fragte Bernie leise.

Ich war mir nicht sicher. Nicht dass mit meinen Augen irgendwas nicht in Ordnung gewesen wäre – obwohl Bernie immer sagt, wenn es um Farben geht, kann man sich nicht auf mich verlassen; also setzen Sie lieber nicht darauf, dass das Cabrio wirklich rot war –, aber eigentlich sind sie mehr zur Unterstützung meiner Nase und meiner Ohren da, und der Mann war viel zu weit weg, als dass ich seine Witterung hätte aufnehmen können. Allerdings bewegte er sich auf eine Art, die mir irgendwie bekannt vorkam, steif und langbeinig, wie einer dieser Vögel, die nicht fliegen können – im Moment fällt mir ihr Name nicht ein. Der Mann schloss die Limousine auf.

»Diese Software-Fuzzis«, sagte Bernie. »Eigentlich hätte ich es sofort an den Flip-Flops erkennen müssen. Das ist Malcolm.«

Malcolm? Dieser Scheidungssache-Typ war jemand, den wir kannten? Ich sah mir seine Füße an: lange, dünne Füße mit langen, dünnen Zehen. Ich erinnerte mich an den Geruch dieser Füße. Er hatte etwas von dem großen runden Käse, den Bernie ein, zwei Tage lang draußen hatte liegen lassen. Ja, ganz klar, Malcolm. Ich mochte Malcolm nicht, obwohl ich sonst fast jeden Menschen mag, dem ich begegne, sogar einige von den Bösewichten und Bandenmitgliedern. Malcolm mochte mich auch nicht, er gehörte zu den Menschen, die in der Nähe von meinesgleichen nervös werden.

Malcolm stieg in sein Auto und fuhr weg.

»Was zum Teufel machen wir jetzt?«, fragte Bernie. Was? Würden wir denn nicht das machen, was wir bei Scheidungssachen immer machten, nämlich die Beweise abliefern, den letzten Scheck einsammeln, irgendwo einen Happen essen gehen? »Vor allem, was machen wir mit Leda?«

Leda? Was hatte die denn ...? Aber dann fing ich an zu begreifen, halbwegs. Bernie ist geschieden. Er hat einen Sohn, Charlie, den wir nur manchmal an den Wochenenden und Feiertagen zu sehen bekommen. Die meiste Zeit wohnte Charlie in einem großen Haus in den High Chaparral Estates, einer der schicksten Siedlungen im Valley, bei Bernies Exfrau Leda und ihrem Freund. Der Freund war Malcolm. Was sollten Sie sonst noch wissen? Vielleicht, dass Bernie Charlie sehr vermisst – ich auch? Aber Leda vermisst er nie – ich auch nicht. Und dann gibt es da noch Suzie Sanchez, sie ist Journalistin bei der *Village Tribune* und sozusagen Bernies Freundin. Suzie riecht toll – nach Seife und Zitrone – und hat in ihrem Auto immer eine volle Schachtel Hundekexse. Sie ist ein Schatz.

Bernie tastete unter dem Sitz herum, fand eine zerdrückte Zigarette, zündete sie an. Er nahm einen tiefen Zug und blies eine große Rauchwolke aus. Ich mag den Geruch; wenn ich könnte, würde ich selbst rauchen. Sein Körper entspannte sich. Ich konnte es spüren. Außerdem konnte ich spüren, dass er nachdachte, ein angenehmes Gefühl, als würde eine sanfte Brise wehen. Ich wartete. In meinem Kopf war alles leer und friedlich.

»Wir könnten es ihr erzählen«, sagte er nach einer Weile. »Oder auch nicht.«

Er zog ein paarmal an seiner Zigarette.

»Was passiert, wenn wir es ihr erzählen? Irgendwas auf jeden Fall. Wenn wir es ihr nicht erzählen, passiert vielleicht nichts. Nichts ist oft das Beste, was passieren kann.«

Bernie streckte geistesabwesend die Hand aus, wie er es manchmal tut, und tätschelte mich. Bernie ist ein toller Tätschler, der beste überhaupt.

»Trotzdem ist es eine Zeitbombe, die vor sich hin tickt. Aber gehen alle Zeitbomben auch hoch?«

Bomben? Wir hatten es hier mit Bomben zu tun? Ich dachte, es war eine Scheidungssache. Bomben kannte ich, versteht sich, ich konnte sie aufspüren, das hatte ich auf der K9-Hundeschule gelernt. Ich war in der Hundeschule sehr gut gewesen, bis zum allerletzten Tag. Ich hatte nur noch die Sprungprüfung machen müssen. Und Springen ist das, was ich mit am besten kann. Dann gab es ein Durcheinander. War nicht eine Katze daran beteiligt? Und Blut? Es endete jedenfalls damit, dass ich von der Hundeschule flog, aber auf diese Weise kamen Bernie und ich zusammen, und alles nahm ein gutes Ende. Aber das ist eine andere Geschichte. Wichtig ist, dass ich Bomben riechen kann, und hier draußen vor dem Motel lag kein Bombengeruch in der Luft. Detektivarbeit konnte gelegentlich etwas verwirrend sein. Man musste Geduld haben. »Wir müssen Geduld haben, mein Großer.« Das sagte Bernie oft. Es bedeutete, dass man nur dasaß, was nicht immer so einfach war.

Bernie zog ein letztes Mal an der Zigarette, dann stieg er aus und zertrat die Kippe im Staub. Er hatte es immer mit Waldbränden, obwohl es hier draußen in der Wüste überhaupt keine Wälder gab, nur diese eine Palme, ein paar Büsche, Felsen, Sand. Bernie drehte sich zu mir.

»Ist es wirklich besser, etwas nicht zu wissen? Sieht so aus, als hätten wir das Problem im eigenen Haus, was, Chet?«

Ich begriff nicht ganz, was er meinte. Fahren wir nach Hause? Das war mir recht, aber sollten wir nicht vorher noch bei unserem Klienten vorbeifahren und den Scheck abholen? Warum geben wir uns denn sonst mit Scheidungssachen ab?

Bernie stieg wieder ein, streckte die Hand nach dem Zündschlüssel aus, hielt inne.

»Und was ist das Beste für Charlie?«, fragte er.

Wir verließen die Wüste, fuhren hinauf in die Berge und über den Pass, wo die Luft immer so frisch ist – ich streckte den Kopf weit aus dem Fenster –, und zurück ins Valley. Das Valley ist riesig, es dehnt sich unendlich in alle Richtungen aus. Die Luft wurde weniger frisch und begann zu schimmern, der Himmel färbte sich von Blau in ein verschwommenes Orange. Bernies Hände umklammerten das Lenkrad. »Stell dir mal vor, wie es hier ausgesehen hat, als Kit Carson durchgeritten ist«, sagte er. Von Kit Carson war immer wieder die Rede. Ich konnte mich nicht erinnern, was er angestellt hatte, aber falls es etwas Schlimmes war, würden wir ihn irgendwann zur Strecke bringen. Lass es dir gesagt sein, Kit Carson: Auf dich wartet ein orangefarbener Overall.

Die Bürotürme im Zentrum tauchten auf, nur die Spitzen davon, der Rest verschwand im Dunst. Wenig später waren wir selbst mitten im Dunst. Wir parkten vor einem der Bürotürme und gingen in einen Coffeeshop im Erdgeschoss. Niemand war da außer Martin Winkelman, der an einem Fenstertisch saß und mit gesenktem

Kopf in seine Kaffeetasse starrte. Hey! Er war einer von den Quer-über-den-Kopf-Kämmern. Ich mag diese quer gekämmten Haare! Menschen können sehr lustig sein. – Nichts für ungut.

Winkleman blickte auf.

»Haben Sie Neuigkeiten für mich?«

Menschenschweiß ist ein Riesenthema, aber im Moment reicht es, dass die nervöse Sorte einen ganz besonderen Geruch hat, der weit trägt und leicht zu wittern ist, und genau das tat ich jetzt.

Bernie nickte und setzte sich an den Tisch. Ich setzte mich neben ihn auf den Boden.

»Gute oder schlechte?«, fragte Winkleman.

Bernie stellte den Laptop auf den Tisch, drehte ihn so, dass Winkleman eine gute Sicht hatte, und stöpselte die Kamera ein.

»Die Bilder sind chronologisch angeordnet«, erklärte er, »die Zeit sehen Sie links unten.«

Winkleman betrachtete die Bilder. Im Schein des Monitors sah sein Gesicht grau aus. Seine traurigen Augen wurden noch trauriger.

»Wer ist der Mann?«, fragte er.

Bernie schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Spielt das eine Rolle?«

Winkleman dachte nach. Seine Gedanken waren nicht wie eine sanfte Brise, sondern eher wie ein finsterer Schatten, den ich nicht um mich haben wollte.

»Vermutlich nicht«, räumte er ein. »Wozu?«

Er legte den Kopf in die Hände. Das passiert manchmal, wahrscheinlich ist den Menschen dann ihr Kopf zu schwer.

»Hm ...« Wenn Bernie sich unbehaglich fühlt, kaut er



immer auf seiner Lippe herum, so wie jetzt. »Haben Sie ... äh ... Kinder?«

»Wir wollten noch warten.« Oder so ähnlich: Mit den Händen vorm Gesicht war Winkleman nur schwer zu verstehen.

»Tja«, sagte Bernie. »Dann, äh ...«

Winkleman nahm die Hände weg. Aus einem seiner Augen lief eine Träne. Tränen – darauf achtete ich immer besonders. Menschentränen schmecken salzig. Das wusste ich, seit ich mal eine von Ledas Tränen probiert hatte, die auf den Boden getropft war. Ich hatte keine Lust, hier den Boden abzulecken.

»Wollen Sie damit sagen, es könnte alles noch schlimmer sein?«, fragte er.

»Das mag ein Klischee sein ... Und ist wahrscheinlich nicht besonders hilfreich.«

Winkleman wischte die Träne weg.

»Tut mir leid«, sagte er. »Sie können ja nichts dafür.« Er schlug sein Scheckbuch auf. »Wie viel bin ich Ihnen noch schuldig?«

Bernie sah auf seine Uhr. »Heute zählt nicht als voller Tag.« *Oh, Bernie.* »Sagen wir, achthundert.«

Winkleman überreichte ihm den Scheck.

»Haben Sie Kinder?«

»Eins.«

Winkleman griff in seine Tasche, zog einen dicken Packen Eintrittskarten heraus und gab Bernie zwei davon. »Hier.« Neue Tränen quollen aus seinen Augen und blieben zitternd am unteren Augenlid hängen. »Kinder lieben Zirkus.«

Bernie stand auf. In diesem Moment sprang mir eine Kleinigkeit auf dem Boden ins Auge. Eine ganze Weile

wollte mir nicht einfallen, wie die Kleinigkeit hieß, erst als ich sie mir geschnappt und runtergeschluckt hatte – Croissant: das war's. Nicht so eins wie das mit Schinken und Ei, das ich mal hinter einem Müllcontainer in der North Valley Mall gefunden hatte, aber trotzdem sehr lecker, außerdem hatte mich die Beschattung hungrig gemacht. Um ehrlich zu sein, hätte ich noch ein Croissant vertragen und danach vielleicht sogar noch eins.

»Chet? Kommst du?«

Wir gingen zur Tür. Kurz davor drehte ich mich noch einmal um und sah Winkleman neben einem Abfallbehälter stehen. Er zog den Goldring von seinem Finger und warf ihn hinein. Bernie hatte auch so einen Goldring. Der lag in einer Schreibtischschublade im Büro. Um ein Haar wäre ich zu einer wichtigen Erkenntnis gelangt, aber dann doch nicht.

Gerade als Bernie den Motor anließ, klingelte das Telefon. Bernie hatte die Freisprechanlage eingeschaltet, so dass die Stimme des Anrufers aus den Lautsprechern kam.

»Bernie? Hier ist Amy.«

Ich kannte Amy. Sie war die Tierärztin. Eine nette Frau, groß und dick, mit sanften Händen, aber ich ging trotzdem nicht gern zu ihr.

»Ich habe das Laborergebnis für den Tumor.«

Bernie beugte sich nach vorne.

## Kapitel 2

Tumor? Da war Dan Tumorenko, ein Lastwagendieb aus South Pedroia, der jetzt unter der heißen Sonne Steine klopfte – ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie er gekreischte hatte, als ich ihn am Hosenbein packte, die übliche Art, wie wir in der Little Detective Agency einen Fall abschlossen –, aber von ihm mal abgesehen fiel mir kein Tumor mehr ein. Außerdem hatte ich inzwischen auf der Straße einen von meinesgleichen entdeckt, angeleint – ich selbst ging so gut wie nie an der Leine; das letzte Mal war es bei einer Gerichtsverhandlung gewesen, in der ich Beweisstück A war und Beweisstück B eine 44er Magnum, die ich aus dem Blumenbeet irgendeines Bösewichts ausgebuddelt hatte –, der das Bein an einem Hydranten hob. Das wollte ich auch, meine Markierung auf seine draufsetzen, und zwar sofort. Gab es vielleicht eine Möglichkeit, wie ich aus dem Porsche ...

»Und?«, fragte Bernie und streckte im gleichen Moment die Hand nach mir aus, genauer gesagt nach meinem Halsband.

»Und ... das Ergebnis ist negativ«, tönte Amys Stimme aus den Lautsprechern.

Bernies Gesicht war plötzlich ganz ohne Farbe. Von einem Moment auf den nächsten wechselte sein Aussehen von fantastisch zu furchtbar, wie bei diesem kranken alten Mann, der manchmal in seinem Rollstuhl an

unserem Haus vorbeifährt. »Mein Gott«, flüsterte er.  
»Negativ?«

»Das sind gute Neuigkeiten, Bernie«, sagte Amy. »Die allerbesten. Negativ ist gut.«

»Negativ ist gut?«

»Das heißt, es ist nichts Bösartiges. Es handelt sich um eine gutartige Geschwulst, die sich vielleicht von allein wieder zurückbildet und verschwindet, und sonst lässt sie sich auch ohne Probleme entfernen.«

Die Farbe kehrte in Bernies Gesicht zurück. Es wurde knallrot – da hatte ich nicht den geringsten Zweifel, egal, was man über mich und Farben sagt –, und er lächelte so breit, dass seine Augen praktisch völlig verschwanden. Was bedeutete das alles?

»Danke«, sagte Bernie. »Danke, danke, danke.«

Amy lachte und verabschiedete sich. Bernie tätschelte mir den Kopf, ziemlich fest, wenn man es genau nimmt.  
»Braver Junge. Gut gemacht.«

Freute mich, aber was hatte ich denn gemacht? Hatte es damit zu tun, dass ich Dan Tumorenko zur Strecke gebracht hatte, oder meinte er etwas anderes? Der Dan-Tumorenko-Fall schien schon lange her zu sein, aber vielleicht stimmt das gar nicht – die Zeit spielt einem oft einen Streich, sagt Bernie. Ich wusste es nicht, es war mir im Grunde auch egal, aber offenbar war Bernie wegen irgendetwas aufgeregt. Also war ich auch aufgeregt. In diesem Augenblick hielten wir vor einem Stoppschild. Als ich zurückschaute, konnte ich immer noch den Hydranten sehen, ein Stück die Straße hinunter. Habe ich schon erwähnt, dass der Porsche ein Cabrio ist, genau genommen überhaupt kein Dach hat? Ehe ich mich versah, stand ich an dem Hydranten und hob das Bein,

markierte ihn von oben bis unten und wieder zurück – wenn schon, denn schon. Die Luft war von einem leisen Plätschern erfüllt, so ähnlich wie bei einem Springbrunnen. Ich mag Springbrunnen. Einer meiner Lieblings-springbrunnen steht in der Lobby des Ritz, dieses schicken Hotels in Beaumont Hills, im schönsten Teil des Valley, wo Bernie und ich einmal an einem Fall gearbeitet haben. Dieser spezielle Springbrunnen führte leider zu Problemen mit der Hotelleitung, aber das ist eine zu komplizierte Geschichte, um sie jetzt zu erzählen.

Eine Frau in einem vorbeifahrenden Auto warf mir einen Blick zu, keinen besonders freundlichen. Ich warf einen Blick zurück, weder freundlich noch unfreundlich, einfach nur diesen höflichen Blick, den ich draufhabe, wenn ich in Gedanken woanders bin.

Zu Hause ist unser Haus in der Mesquite Road. Unser Teil des Valley ist nicht so schick wie Beaumont Hills, aber kann man woanders wohnen wollen als hier? Zum einen haben wir gleich hinterm Haus den Canyon – offenes Gelände, das überhaupt nicht mehr aufhört, und dazu so viele Eidechsen, Kojoten und Nabelschweine, dass man beinahe drauftritt. Das ist etwas, was die Menschen sagen. Ich zum Beispiel aber bin noch nie auf ein Nabelschwein draufgetreten, nicht mal beinahe. Meistens machen sie sich nämlich sofort aus dem Staub, wenn ich komme.

Etwas anderes Gutes an unserem Haus sind meine Näpfe in der Küche. Und dann ist da noch Iggy. Iggy ist mein Kumpel. Er wohnt im Haus nebenan bei diesem alten Ehepaar, Mr. und Mrs. Parsons. Vor nicht allzu langer Zeit haben sie einen elektrischen Zaun aufstellen

lassen, und Iggy hatte einige Probleme damit. Jetzt kommt er nicht mehr raus, sondern schaut nur noch aus dem Fenster, was er auch tat, als Bernie und ich zu Hause ankamen. Er bellte und wedelte mit dem Schwanz. Ich machte das Gleiche. Iggy bellte zurück und wedelte ein bisschen stärker. Ich auch. Damit konnten wir endlos weitermachen, Iggy und ich, und ich freute mich schon darauf, als er plötzlich vom vorderen Fenster verschwand. Kurz darauf tauchte er in dem Fenster an der Seite auf. Vielleicht konnte er mich von dort aus besser sehen oder vielleicht – was war das? Iggy hatte etwas im Maul, es sah aus wie ein Pantoffel. Ja, es war ein Pantoffel. Ich hätte ihn Iggy zu gern weggenommen, aber wie sollte ich das anstellen? Deshalb lief ich schnell ins Haus, als ich Bernie sagen hörte: »Zum letzten Mal, Chet, rein mit dir.«

»Das muss gefeiert werden«, sagte Bernie. Feiern kannte ich – und ich war auch kein bisschen überrascht, als Bernie den Schrank über der Spüle öffnete und eine Flasche Bourbon rausholte –, aber warum gerade jetzt? Bernie holte außerdem eine Schachtel Kaustreifen von Rover and Company – eine tolle Firma, wo ich mal einige Zeit in der Versuchsküche verbracht hatte – raus und warf mir einen davon zu. Mit Rindfleischgeschmack – das konnte ich bereits riechen, während er sich noch in der Luft drehte. Ich fing ihn auf und flitzte damit unter den Küchentisch, als ... als wäre dieser Kaustreifen ein Pantoffel oder so was. Ein wenig verwirrt machte ich mich darüber her. Einer der Eiswürfel in Bernies Glas zischte leise, und gleich darauf knackte er. Das gefiel mir immer sehr. Ich vergaß alles, worüber ich mir Sorgen gemacht hatte, und verputzte den Kaustreifen.

Ich überlegte gerade, ob ich noch einen zweiten krie-

gen könnte und, falls ja, wie ich das am besten anstellte, als es klopfte. Owei. Ich hatte nicht einmal gehört, dass jemand den Weg zum Haus hochgegangen war, und das war doch eine meiner Aufgaben. Ich rannte zur Tür und bellte, dieses scharfe Bellen, das manchen Menschen Angst machte, wie ich festgestellt hatte. Irgendwie seltsam, weil ich es meistens dann bellte, wenn ich wütend auf mich selbst war. An der Tür angekommen, roch ich dann aber, wer es war, und hörte auf zu bellen.

Bernie öffnete die Tür und blinzelte, wie es Menschen gelegentlich tun, wenn sie überrascht sind. »Leda?«

»Was zum Teufel ist mit deinem Telefon los?«, fragte sie. Leda hat blasse Augen, wie der Himmel im Winter. Sie war einer der Menschen, die mich nie anzusehen scheinen, so als wäre ich gar nicht da. »Beide Telefone, Festnetz und Handy. Ich habe ununterbrochen angerufen.«

»Wirklich?«, fragte Bernie. Er zog das Handy aus der Tasche seines Hawaiihemds. Ledas blasser Blick wanderte über das Hemd; einen Moment lang dachte ich, sie würde etwas dazu sagen – als sie noch verheiratet gewesen waren, hatte sie viel zu Bernies Hawaiihemden gesagt und zu seinen Sachen im Allgemeinen, aber jetzt nicht. Leda selbst trug eine dunkle Hose und eine kurze Jacke mit interessanten Knöpfen, die die Farbe von Knochen hatten. Wie würde sich einer dieser Knöpfe wohl zwischen den Zähnen anfühlen? Die Frage drängte sich einem einfach auf. Währenddessen verpasste Bernie seinem Handy einen Schlag, die Art Schlag, die er auch dem Toaster verpasst, wenn das Toastbrot zu rauchen anfängt und nicht rauskommt, nur nicht so fest.

»Da scheint irgendwas ...«

»Hast du vergessen, die Rechnung zu bezahlen?«, fragte Leda. »Wahrscheinlich haben sie es gesperrt.«

»Nein, ich bin sicher, ziemlich sicher, dass ich ...«

»Egal«, sagte Leda. »Jetzt bin ich da.«

»Ja.« Bernies Gesichtsausdruck veränderte sich, so als wäre ihm ein Gedanke gekommen, womöglich ein wichtiger. Das hatte ich schon mal gesehen, und ich machte mich auf alles gefasst.

»Willst du ... äh ... reinkommen?«

»Reinkommen?«

»Ja, ins Haus.«

»Warum sollte ich das wollen?«

Bernie hob seine Hände, die Handflächen nach oben, das tat er sonst fast nie.

»Keine Ahnung«, sagte er. Er räusperte sich, aber das bedeutete nicht, dass er einen Knochen im Hals stecken hatte, was für mich der einzige Grund wäre, mich zu räuspern. Irgendwas bedeutete es allerdings, da war ich ziemlich sicher. »Wie steht's so?«

Leda sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Zusammengekniffene Augen machen die Menschen niemals hübscher.

»Wie steht's so? Was ist denn das für eine Frage?«

»Reine Gewohnheit.«

»Gewohnheit?«

»Du weißt schon. Konversation.«

Leda hörte auf, die Augen zusammenzukneifen, legte stattdessen den Kopf in den Nacken.

»Machst du dich über mich lustig, Bernie? Wird dir das nie langweilig?«

»Ich mache mich nicht lustig. Tut mir leid, wenn ... und ich habe auch nie ...«



»Vergiss es.« Sie wedelte mit der Hand. »Eigentlich wollte ich dir einen Vorschlag machen, von dem ich dachte, dass er dir gefallen würde, aber wenn du dich so benimmst, dann ...«

»Geht es um Charlie?«, fragte Bernie.

»Ja.« Ihr Gesicht wurde weicher, sah nicht mehr so ärgerlich aus. »Es geht um Charlie. Ich weiß, es entspricht nicht der Vereinbarung, aber könntest du ihn übers Wochenende nehmen?«

Bernies Augenbrauen – er hat buschige Augenbrauen, die einem eine Menge erzählen, wenn man sie genau beobachtet – gingen in die Höhe, und gleichzeitig lächelte er. Dieses Lächeln war einfach toll!

»Ja, klar«, sagte er, »natürlich.« Bernie warf ihr einen kurzen Blick zu, nicht die Art von Blick, mit dem er sie vorher angesehen hatte, eher die Art von Blick, wenn wir bei der Arbeit waren. »Hast du etwas vor?«

»Einen Wochenendausflug. Wir wollen heute Abend los.«

»Du und Malcolm?«

»Wer denn sonst? Natürlich Malcolm und ich.«

»Irgendein interessantes Ziel?«

»Nein, natürlich irgendwohin, wo es stinklangweilig ist.«

Wieder im Haus, probierte Bernie die Telefone in der Küche und im Büro aus, drückte auf verschiedene Tasten, schlug ein bisschen auf die Apparate ein. Anschließend wühlte er in einem Stapel Papier auf dem Schreibtisch herum. Das brachte mich so in Fahrt – vor allem, als der Stapel umkippte und all die Blätter durch die Luft segelten –, dass ich eine kleine Pause hinten im

Garten einlegen musste. Wir haben einen hübschen Garten, mit einem hohen Zaun drum herum und einem hohen Tor am Ende. Und hinter dem Tor: der Canyon. Ich trabte schnurstracks hin. Verriegelt. Ein sehr hohes Tor, aber was niemand wusste: Ich war schon mehr als einmal darübergesprungen. Da hatte es zum Beispiel diese »Sie« gegeben, die in der Ferne bellte. Ich blieb ruhig stehen und lauschte mit aufgestellten Ohren auf das Bel-len dieser »Sie«, hörte aber nichts. In einer Ecke unseres Gartens steht ein kleiner Zitronenbaum. Ich legte mich in seinen Schatten, genoss den Duft der Zitronen. Auf einmal wurden meine Augenlider schwer. Finden Sie es nicht auch schwierig, in so einem Fall die Augen offen zu halten? Und außerdem, warum sollte man?

Ich träumte von der »Sie«, ein ausgesprochen aufregender Traum, aber aus einem unerfindlichen Grund gingen meine Augen im aufregendsten Moment dieses aufregenden Traums auf. Der Traum zerbrach in kleine Stücke, die schnell verblassten. Ich lag im Garten unter dem Zitronenbaum, und Bernie saß am Tisch, vor sich das aufgeschlagene Scheckbuch. Das Scheckbuch kannte ich. Ein kleines Ding mit einem Umschlag, der wie Leder aussieht, aber keins ist, wie ich zufällig weiß; ein kleines Ding, das immer große Probleme zu verursachen scheint.

»Ich fasse es nicht, dass mir so was passieren konnte«, sagte er. Ich stand auf, machte eine ausgiebige Dehnübung, streckte die Vorderpfoten weit nach vorn und bog den Rücken durch – ah, tat das gut! Bernie sah zu mir her. »Mein verflixtes Gekritzel. Ich habe eine Acht mit einer Drei verwechselt und den Scheck für die Telefonrechnung platzen lassen.« Acht? Drei? Das sind

Zahlen, aber was sie genau bedeuten, ist mir nicht ganz klar. Ich zähle nicht weiter als bis zwei. Zwei reicht. Ich ging zu Bernie und stellte mich neben ihn. Er kraulte mich zwischen den Ohren. Ich hatte gar nicht gewusst, wie dringend es nötig war, dass ich an dieser Stelle gekrault wurde. Ah. Bernie war ein echter Fachmann. »Wie konnte ich bloß so dumm sein?«, fragte er. Bernie? Dumm? Niemand, der dumm war, konnte so kraulen. Sein Blick ging in die Ferne. »Wir brauchen einen Fall, mein Großer.« Ich rückte ein bisschen näher zu ihm, setzte mich auf seinen Fuß, wartete auf einen Fall.

Wenig später klingelte es. Wir gingen zur Tür, machten auf – und da stand Charlie mit seinem Rucksack. »Hi, Dad.«

»Hi«, sagte Bernie.

Er sah an Charlie vorbei auf die Straße, ich auch. Leda beobachtete uns vom Beifahrersitz eines Autos aus, genauer gesagt, der dunklen Limousine, die wir vorhin auf dem Motelparkplatz gesehen hatten. Und neben ihr, hinter dem Lenkrad, erkannte ich Malcolm. Manchmal hatte ich in meinem Kopf so ein merkwürdiges Gefühl, eine Art Druck, vor allem wenn es kompliziert wurde. Wie in diesem Moment. Leda winkte kurz. Bernie winkte zurück, mit einem komischen Ausdruck in den Augen. Aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn im nächsten Moment schlang Charlie die Arme um mich, und gleich darauf rannte ich mit ihm auf dem Rücken kreuz und quer durch den Vorgarten.

»Chet the Jet!«, rief er. »Chet the Jet!«

Gab es etwas Schöneres?

Wir gingen ins Haus und gönnten uns einen kleinen Snack. Charlie liebt Snacks und ich auch.

»Rate mal, was ich habe«, forderte Bernie ihn auf.

»Was denn, Dad?«

»Der Zirkus ist in der Stadt. Draußen auf dem Rummelplatz.«

Er legte die Eintrittskarten auf den Tisch.

»Cool!«, rief Charlie. Er musterte die Karten. »Gibt es da auch Elefanten? Wir nehmen in der Schule gerade Elefanten durch.«

»Bestimmt haben sie Elefanten«, sagte Bernie. »Was ist ein Zirkus ohne Elefanten? Aber wir können ja mal nachsehen.« Er machte den Laptop auf und klapperte mit den Tasten. »Da haben wir es schon. Wie wär's, wenn wir es uns auf dem großen Bildschirm ansehen?«

Wir gingen ins Wohnzimmer. Bernie klapperte ein bisschen weiter, fummelte mit der Fernbedienung herum, murmelte ein paarmal: »Verflixt und zugenäht!«, drückte noch ein paar Tasten, und schließlich erschien auf unserem Fernseher ein Mann. Er hatte einen großen Kopf, trug einen großen Zylinder und hielt in der einen Hand eine Zigarre und in der anderen eine Peitsche.

»Meine Damen und Herren«, rief er, »liebe große Kinder, liebe kleine Kinder, ich bin Colonel Drummond, und es ist mir eine Freude, Sie alle im Drummond Family Traveling Circus zu begrüßen, dem größten und besten und ältesten und gefeiertsten Familienzirkus nicht nur in den Vereinigten Staaten von Amerika, sondern auf der ganzen Welt und in diesem Sonnensystem, mit drei Manegen und ...«

»Springen wir ein Stück vor«, sagte Bernie. Bilder sausten durch den Fernseher: ein Mann auf einem Fahrrad mit nur einem Rad – ich kann mir nie merken, wie diese Fahrräder heißen –, der mit massenhaft Kegeln

jonglierte; Tiger, die durch einen brennenden Reifen hin und her sprangen; jede Menge Leute in einem großen Zelt, die in die Hände klatschten; eine Frau, die auf dem Kopf eines Mannes stand, der auf dem Kopf eines anderen Mannes stand, der auf dem ...; eine Frau, die etwas trug, das wie ein Badeanzug aussah, und auf zwei Pferden gleichzeitig ritt, einen Fuß auf jedem – und ließ sie dabei wirklich auch noch all die Teller herumwirbeln? Ich war mir nicht sicher. Das alles sauste so schnell vorbei. Eine Frau, die Feuer spuckte, und – war das möglich? – ein Mann, der aus einer Kanone geschossen wurde, und ein Bär auf einem Motorrad – Moment mal! –, und dann sagte Bernie: »Das müsste es sein«, und die Bilder bewegten sich wieder normal.

»Meine Damen und Herren, liebe große Kinder, liebe kleine Kinder«, sprach Colonel Drummond sein Publikum an, »wenn ich Sie nun bitten dürfte, Ihre Aufmerksamkeit auf die Manege ganz rechts zu richten. Der Drummond Family Traveling Circus ist stolz, Ihnen den großartigsten Elefantendompteur der Welt und den großartigsten Elefanten der Welt vorzustellen. Wir haben keine Kosten und Mühen gescheut, um Ihnen die beiden zusammen im Zelt des Drummond Family Traveling Circus präsentieren zu können. Applaus für Mr. Uri DeLeath und Peanut!«

Von oben leuchtete ein Licht in die Dunkelheit hinter Colonel Drummond, die Musik machte »Ta-da!«, und plötzlich standen ein Elefant und ein Mann in einem engen Glitzerkostüm da. Elefanten kannte ich von Animal Planet auf dem Discovery Channel. Würde ich jemals diese eine Sendung vergessen, in der sie zeigten, wie gute Elefanten böse wurden? Und das ganze Haus

zusammenkrachte? Der Mann in dem Glitzerkostüm – Uri DeLeath, wenn ich mich nicht irrte – hatte ein breites Lächeln im Gesicht, ein dunkles Gesicht mit großen dunklen Augen und einem dieser bleistiftdünnen Schnurrbärte, die ich ungeheuer interessant finde. Neben Peanut sah er winzig aus. Peanuts Gesicht war schwer zu erkennen. Immerzu war dieser erstaunliche Rüssel im Weg. Peanut hob einen ihrer riesigen Vorderfüße. Uri DeLeath legte sich darunter. Peanut senkte den Fuß und berührte ihn damit, aber nur sehr sachte. Nach einem Weilchen hob sie den Fuß, trat einen Schritt zurück, hob DeLeath rasch, aber vorsichtig mit ihrem Rüssel hoch und setzte ihn hinter ihren Kopf. Danach begann Peanut um die Manege herumzulaufen. Uri DeLeath lächelte und schwenkte seinen Glitzerhut, und – was war das? Streckte Peanut etwa ihren Rüssel in die Zuschauerreihen, schnappte sich das Popcorn aus der Tüte von jemandem und bot es Uri DeLeath an? Er aß eine Handvoll davon, und dann bog Peanut ihren Rüssel zu ihrem Maul und verschlang den Rest, und jetzt ... ja, jetzt streckte sie irgendwie die Brust raus, als hätte sie jemandem einen tollen Streich gespielt. Hey! Dieses Brustrausstrecken kannte ich! Das bedeutete, dass Peanut und ich etwas gemeinsam hatten. Die Zuschauer lachten und riefen Bravo. Peanut kehrte in die Mitte der Manege zurück und verbeugte sich, und Uri DeLeath glitt von ihrem Rücken und verbeugte sich ebenfalls.

»Cool«, sagte Charlie. »Da will ich unbedingt hin.«

Das Gefühl kannte ich auch.

## Kapitel 3

»Peanut ist ein afrikanischer Elefant«, erklärte Charlie.  
»Das sind die größten.«

»Ach ja?«, sagte Bernie. Wir saßen im Porsche, und alles war prima, abgesehen davon, dass Charlie auf meinem Platz saß, dem Kopilotensitz, und ich auf der Rückbank. Aber ich hatte Charlie gern, deshalb nahm ich es ganz gelassen und kaute nur ein klitzekleines bisschen an Bernies Kopfstütze.

»Sie hat große Stoßzähne, Dad. Bei den asiatischen Elefanten haben die Elefantenkühe keine. Und ihre Ohren sind auch groß. Die asiatischen Elefanten haben kleinere Ohren.«

Bernie warf Charlie einen raschen Blick zu. »Du hast dir das Video ziemlich genau angesehen, was?«, fragte er.

»Miss Creelman sagt, dass sie sich mit ihren Ohren abkühlen können. Wir müssen die Elefanten schützen, Dad.«

Die Elefanten schützen? Das war mir zu hoch. Selbst wenn sie nicht böse wurden – man musste sich bloß mal ansehen, wie groß sie waren. Warum konnten die sich nicht selbst schützen?

Wir fuhren durchs Valley, die Sonne schien, eine warme Brise strich über mein Fell. Ich fühlte mich tipptopp, inmitten all der Freeway-Gerüche, die an uns vorbei-



Spencer Quinn

**Ein Elefant macht die Mücke**

Bernie und Chet ermitteln  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-37892-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2014

Chet jucken vor Aufregung alle vier Pfoten: Ein Wanderzirkus ist in der Stadt! Chets Herrchen und Detektivpartner Bernie will unbedingt die Elefantendame Peanut sehen. Doch der Dickhäuter scheint entführt worden zu sein. Chet nimmt ihre Witterung auf, die ihn und Bernie in die Wüste führt – und in die Arme von ein paar sehr gefährlichen Leuten, die das Ermittlerduo gerne tot sehen möchten. Nun muss Chet all seine hündische Cleverness einsetzen, um sich zu retten – und natürlich auch Bernie sowie die entschieden unkooperative Peanut.